

Univ.-Prof. Dr. Leo Jutz zum 70. Geburtstag

Herrand von Wildonie

Politiker, Novellist und Minnesänger

Von Alfred Kracher

Auf halber Höhe des Wildonerbergs, der etwa 20 Kilometer südlich von Graz am rechten Murufer einsam und weithin sichtbar aus dem langgestreckten Becken aufragt, war noch vor wenigen Jahrzehnten die imposante Ruine eines alten Schlosses zu sehen. Heute sind davon zwar nur mehr Reste der ursprünglichen Mauern erhalten, doch vermitteln diese immerhin noch einen Eindruck von der einstigen Größe der Burg, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut worden war. Sie wurde zum Stammschloß der Edelherren von Wildon, die ein altes und sehr angesehenes Ministerialengeschlecht waren und ursprünglich die berühmte Riegersburg bei Feldbach als Sitz hatten.

Um 1160 begegnet uns in Urkunden ein Angehöriger des Hauses namens Richer, der noch „von Hengist, Wildon und Riegersburg“ genannt wird. Bald darauf dürfte es entsprechend einem im Mittelalter häufiger geübten Brauch zu dem Wechsel des Prädikates gekommen sein, nach dem sich die Herren von Riegersburg fortan — urkundlich jedenfalls ab 1173 — „von Wildon“ oder in der damals vorwiegend üblichen Schreibung „von Wildonie“ nannten.¹

¹ Über die Wildoner unterrichten auch heute noch am besten: K. F. Kummer, Das Ministerialengeschlecht von Wildonie, in: Archiv. f. österr. Gesch., Bd. LIX, 1880, S. 177 ff. (zitiert: Ministerialengeschlecht); derselbe, Die poetischen Erzählungen des

Mit dem neuen Namen tritt uns um 1174 Herrand I. von Wildon entgegen, der es bis zu der hohen Würde eines Truchsessens brachte, durch Heirat reiche Güter und Herrschaften erwarb und, da er in Urkunden nur bis zum Jahre 1222 nachweisbar ist, bald danach gestorben sein dürfte.

Unter seinen beiden Söhnen Leutold I. und Ulrich I. — zwei andere, Hertnid II. und Richer II., waren in jungen Jahren gestorben — erreichten Macht und Ansehen des Geschlechtes ihren Höhepunkt. Ihr Besitz war über die ganze Steiermark verstreut, von Riegersburg bis zur Ramsau bei Schladming und vom Lavanttal bis zum Pyhrnpaß und Semmering, ja selbst bei Steieregg, Wels und Wilhering in Oberösterreich und bei Gloggnitz in Niederösterreich treffen wir auf Güter und Gründe der Wildoner. In der Entscheidungsschlacht bei Kroisenbrunn² auf dem Marchfeld im Sommer 1260, in der Ottokar von Böhmen den Ungarnkönig Bela besiegte, kämpfte auf Ottokars Seite auch Ulrich, wobei er das steirische Banner führte, dessen Beschreibung wir hier erstmals begegnen.³

Der Sohn jenes Ulrich war nun Herrand II., dem unser doppeltes Interesse gilt: Einmal, weil er in den entscheidenden Jahrzehnten zwischen 1248 und 1278 im Vordergrund des politischen Lebens steht und in den Kämpfen um die Macht während des Interregnums eine sehr bedeutende, wenn auch nicht immer durchsichtige Rolle spielt. Dann aber wegen seiner literarischen Tätigkeit, die ihn als Dichter kleinerer Erzählungen und mehrerer Minnelieder in den Kreis um Ulrich von Lichtenstein weist, mit dessen Tochter Perhta er vermählt war. Zwischen den beiden Familien bestanden schon vor dieser Ehe nahe Beziehungen, da auch Lichtensteins Sohn Otto in erster Ehe die Kusine Herrands, Agnes von Wildon, geheiratet hatte. Und Ulrich wie Herrand treffen wir allein in den Jahren 1260—1272 in etwa einem Dutzend wichtiger Urkunden jeweils nebeneinander, sei es in Graz, Marburg, Kapfenberg, Judenburg oder sogar in Wien.⁴

Herrand von Wildonie und die kleinen innerösterreichischen Minnesänger, 1880, wo (S. 129 ff.) auch das gesamte erhaltene Werk Herrands abgedruckt ist (zitiert: Kummer). Neuerdings faßt kurz zusammen die kleine Studie von L. Frizberg, Wildon und der Markgrafensitz Heingistaburg, 1952. Über die Riegersburg in jener Zeit informiert gründlich: O. Lamprecht, Die Riegersburg im Mittelalter, in: Zs. d. Hist. Ver. f. Stmk., XLII. Jg., 1951, S. 37 ff., wo zu unserer Stelle vor allem S. 48 zu vergleichen ist.

² Heute: Groissenbrunn bei Marchegg.

³ Darüber berichtet die Reimchronik Ottokars (Ausgabe v. J. Seemüller in: Monumenta Germaniae Historica, zwei Halbbde., 1890/93), der ein hoher Quellenwert zuerkannt werden muß. In V. 7297 ff. wird das steirische Wappen beschrieben: ein banier grüne als ein gras, / darinn ein pantel swebte / blanc, als ob ez lebte, / die fuort der degen mære, / der alt Wildoniære.

⁴ Die wichtigsten sind zusammengestellt bei Kummer, S. 24, Anm. 1, und ausführlicher: Ministerialengeschlecht, S. 241 ff.

Wollen wir uns von der politischen Tätigkeit der beiden während der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ ein ungefähres Bild machen, so sind wir zum Glück nicht auf diese Dokumente allein angewiesen. In der großen österreichischen Reimchronik des steirischen Ritters Ottokar aus der Gaal, die gegen 100.000 Verse umfaßt und die geschichtlichen Ereignisse gerade aus den Jahren 1246—1309 ausführlich erzählt, wird mit Ulrich auch Herrand mehrfach namentlich angeführt und insbesondere die Abwendung der beiden vom Böhmenkönig dargestellt, über die auch andere Quellen berichten.⁵

Wenn wir die Haltung der beiden Führer des steirischen Adels einigermaßen verstehen wollen, so müssen wir uns kurz die politische Situation der Zeit in Erinnerung rufen: 1246 war der letzte Babenberger, Herzog Friedrich II. mit dem Beinamen der Streitbare, an der Leitha gefallen, obwohl er in dieser Schlacht die Ungarn besiegt hatte. Während die Österreicher den Przemysliden Ottokar zu ihrem Herzog wählten, entschied sich die Steiermark zunächst für den Wittelsbacher Pfalzgrafen Heinrich, dann aber für den Arpaden Stefan, einen Sohn König Belas von Ungarn. Auch Herrand von Wildonie sehen wir vorerst in dessen Lager, da sein Vater Ulrich für ihn Partei ergriffen hatte. Bald aber wurde der steirische Adel der drückenden ungarischen Herrschaft überdrüssig, erhob sich dagegen und verjagte ihre Anhänger um 1260 aus dem Lande. Kurz darauf stand der Großteil der Steirer aufseiten Ottokars, für den schon früher Ulrich von Lichtenstein eingetreten war und dem nun Herrand als dessen Schwiegersohn ebenfalls anhing. Doch auch der neue Herr sollte sich wegen seiner Strenge nicht allzu lange der Sympathien erfreuen, zumal er das Verbot des Burgenbaues mit unnachsichtlicher Härte durchsetzen ließ und verschiedene Festungen mit fremdem Militär bemannte. Der böhmische Statthalter Wok(o) von Rosenberg meldet schon vor dem Jahre 1262 in einem vertraulichen Schreiben an König Ottokar, daß ihm Ulrich von Lichtenstein und Herrand als Mißvergnügte angezeigt wurden, die sich mehrfach zu Äußerungen gegen den Böhmenkönig hätten hinreißen lassen.

Seit damals scheint ein tiefes Mißtrauen des Königs gegen einen Teil des steirischen Adels wach gewesen zu sein, das schließlich zu den Vorgängen der Jahre 1268/69 führte, über die uns die Reimchronik und andere Quellen berichten: Als Ottokar im Herbst 1268 zum zweiten Male gegen die Preußen zu Felde zog, befanden sich gezwungenermaßen in seinem Gefolge auch steirische Adelige mit ihren Mannen. Auf dem

⁵ Vgl. Reimchronik V. 5939 ff., 9853 ff., 9905 ff. und 14.060 ff., wo die Befreiung erzählt, aber Ulrich nicht mehr genannt wird, der wohl schon tot war.

Rückzuge ließ der König auf die Beschuldigung Friedrichs von Pettau hin sowohl Ulrich von Lichtenstein als auch die Brüder Herrand und Hertnid von Wildon sowie drei weitere Ritter verhaften und Herrand auf der Feste Eichhorn in Mähren einkerkern. Dieser konnte sich erst ein halbes Jahr später dadurch aus der Haft befreien, daß er Eppenstein, Gleichenberg und die einst bei Köflach gelegene Primaresburg übergab, von denen der König nur Eppenstein bei Weißkirchen stehen, die beiden anderen aber schleifen ließ. Ähnlich verfuhr er auch mit dem Besitz der übrigen Gefangenen.

Daß ihm dieses Vorgehen nicht gerade die Liebe der also Behandelten eintrug, ist nur zu verständlich. Zunächst waren wohl Herrand und seine Freunde gegen die Gewaltherrschaft Ottokars, um dessen Einsetzung sie sich einst so bemüht hatten, ziemlich machtlos. Als aber im Jahre 1273 Rudolf von Habsburg in Frankfurt zum deutschen König gewählt wurde, stieg die Hoffnung der Gedeimühten. Und daß bald darauf Ottokars Macht in der Steiermark wankend wurde, ja schließlich ihr Ende fand, ist zu einem guten Teil das Verdienst der Herren von Wildon. Ulrich von Lichtenstein hat wohl nur den Schimmer der Befreiung, diese selbst jedoch nicht erlebt. Herrand aber finden wir im September 1276 im Zisterzienserstift Rein bei Graz, wo er sich mit anderen Landherren dem König Rudolf eidlich verpflichtete. Im Juni desselben Jahres war auf dem Reichstag zu Augsburg die Reichsacht über Ottokar verhängt worden; nun griff man in der grünen Mark allenthalben zu den Waffen. Die beiden Wildoner Herrand und Hertnid befreiten ihre zwei wichtigsten Burgen von der böhmischen Besatzung, und zwar Eppenstein und Wildon. Als 1278 der Böhmenkönig noch einmal einen Waffengang versuchte, wurde er bei Dürnkrut an der March entscheidend geschlagen und getötet. Unter den steirischen Adligen, die sich an dieser Schlacht unter Rudolfs Fahnen beteiligten, waren die Wildoner mit 200 Mannen. Mit diesem Jahr verlieren sich die Zeugnisse über Herrand und man darf annehmen, daß er bald darauf gestorben ist.

Nach einem so reichlich bewegten Leben mag es vielleicht verwunderlich erscheinen, daß der Angehörige des vornehmen und einflußreichen Ministerialengeschlechtes auch noch Zeit und Muße für die Dichtkunst fand. Aber denken wir bloß an Herrands Schwiegervater Ulrich: Dieser hat trotz seiner vielleicht noch stärkeren politischen Aktivität ein bei weitem größeres poetisches Werk hinterlassen. Und eine genauere Untersuchung würde uns beweisen, daß der Lichtensteiner seinen Schwiegersohn nicht nur in der Zahl der Verse und an dichterischem Können übertraf, sondern daß er auch dessen Schaffen weitgehend beeinflusste und ihm in Reimtechnik, Vers- und Strophenbau und in

rhythmischen Grundsätzen geradezu Vorbild⁶ war, wie er ja auch bei der Stoffwahl auf ihn einwirkte (s. u. S. 47).

Was wir von Herrands Werk überliefert haben, ist nicht eben viel, aber im Vergleich zu manchen anderen Dichtern des Mittelalters doch so ansehnlich, daß es uns ein Urteil über seine literarische Produktion erlaubt. Ein mehr als glücklicher Zufall wollte es, daß in die berühmte Ambraser Handschrift, die der Zöllner Hans Ried auf Befehl Kaiser Maximilians I. bald nach 1500 anfertigte, auch vier kleine Verserzählungen Herrands aufgenommen wurden. Besäßen wir jene Handschrift nicht, die uns bekanntlich auch Hartmanns „Erec“, die „Kudrun“ u. a. als einzige Quelle überliefert, dann hätten wir auch von diesen Werken Herrands keine Kenntnis.⁷

Die vier Geschichten — wir können sie Versnovellen nennen — sind frisch und launig erzählt, in ihren Stoffen keineswegs originell, aber voll Lust am Fabulieren und weit ansprechender als die meisten anderen Dichtungen der beginnenden Verfallszeit. Die Motive finden sich zum Teil schon in indischen oder klassisch-antiken Vorlagen und waren in der gebildeten Welt der damaligen Zeit ebenso bekannt wie beliebt. Die Zahl der Verse schwankt zwischen 276 und 668, insgesamt erreichen die vier Geschichten mit 1610 Versen also nicht einmal die Länge einer ähnlichen Dichtung, des „Meier Helmbrecht“ von Wernher dem Gartenære, die 1934 Verse umfaßt. Sie alle enthalten eine Nutzenanwendung, eine Lehre, und gehören damit als „bîspel“ zu jener Art von belehrend-unterhaltender Dichtung, mit der das späte 13. Jahrhundert dem Sittenverfall begegnen wollte. Am Schlusse nennt der Dichter — jeweils variiert — seinen Namen, so daß wir über den Verfasser gar nicht im Zweifel sein können.⁸

Als Zeit der Abfassung wird man die Jugendjahre Herrands anzusetzen haben, und wir gehen wohl nicht in die Irre, wenn wir uns

⁶ Vgl. bes. E. Schröder, Herrand von Wildon und Ulrich von Lichtenstein, in: Gött. Nachr., Phil.-hist. Kl. 1923, S. 33 ff., wo u. a. die epischen Werke Herrands untersucht werden; für die Lyrik vgl. G. Müller, Strophenbindung bei Ulrich von Lichtenstein, in: Zs. f. dt. Alt. 60, 1923, S. 33 ff., dort über Herrand S. 47 f.

⁷ Daß in der Ambraser Handschrift (Hs.) unmittelbar vor Herrands Erzählungen das „Frauenbuch“ Ulrichs von Lichtenstein steht, ist gewiß kein Zufall. Deshalb vermutet auch E. Schröder, a. a. O., S. 59, daß die Hs. zu Herrands Dichtungen dem Schreiber Ried durch ein Mitglied des Hauses Lichtenstein, u. zw. durch den Marschall Paul v. L., aus dem Familienbesitz übermittelt wurde. Dieser überwachte nämlich im Auftrage Kaiser Maximilians I. die Arbeit des Schreibers.

⁸ Die Erzählungen schließen — in der hier gegebenen Reihenfolge — nach der „Nutzanwendung“: I. den allen sol ich sîn bekant / von Wildonie Herrant; II. des ger ich armer Herrant / von Wildonie genant; III. den rât iu râtet Herrant / von Wildonie genant; IV. der iuch der aventure mant / derst von Wildonie Herrant. — Wir fühlen uns dabei unwillkürlich an die zahlreichen Fastnachtsspiele Hans Sachsens erinnert, die zwar beinahe 300 Jahre später verfaßt sind, aber ungefähr die gleiche Länge haben und stets mit einer Nutzenanwendung sowie einer — ebenfalls variierten — Namensnennung des Dichters ausklingen.

im Gegensatz zu früheren Meinungen alle in einem kurzen Zeitraum etwa um das Jahr 1260 entstanden denken. Daß der Dichter trotz politischer Anspielungen in zwei Erzählungen⁹ an einen größeren Zuhörer- oder Leserkreis gedacht hat, ist unwahrscheinlich. Denn wirklich literarischen Ehrgeiz dürfte der einzig Adelige unter den Novellisten des 13. Jahrhunderts kaum gehabt haben.¹⁰

Eine knappe Inhaltsangabe der Kurzgeschichten soll nun die Stoffe kennzeichnen, welche Herrand bevorzugt: „Die getreue Gattin“ (diu getriu kone) erzählt in 276 Versen von einem ungestalteten Ritter, dessen schönes Eheweib ihm in treuer Liebe ergeben ist. Als er im Turnier sogar noch ein Auge verloren hat, und deshalb einen Boten schickt, weil er nicht mehr zu ihr zurückzukehren wagt, beraubt auch sie sich des einen Auges, um nichts vor ihm vorauszuhaben. Nun ist der Ritter von der Treue seiner Gattin überzeugt und er eilt in ihre Arme.¹¹ Der Eingang des Gedichtes (V. 1—22) macht uns mit der Absicht des Dichters bekannt, die er mit seinen Novellen verbindet, nämlich von „guoten mæren“ zu erzählen, die froh machen können. Eine fast wörtliche Anspielung in V. 49/50, wo von Absolons Schönheit und Samsons Stärke die Rede ist, auf das „Frauenbuch“ Ulrichs von Lichtenstein scheint uns eine relative Datierung zu ermöglichen. Da Ulrichs Minnelehre, die er selbst „Der frowen puoch“ nennt, um 1257 verfaßt ist, kann Herrands Erzählung nicht früher entstanden sein.¹²

⁹ Man hat mehrfach auf „der blöze keiser“, V. 573 ff., hingewiesen, wo vor allem V. 587 u. 590 von einer Maut- und Münzregulierung sprechen, die als Äußerung gegen fürstliche Übergriffe in der Zeit des Interregnums aufzufassen sind (vgl. Kummer, S. 28 f.), ferner auf die Nutzenanwendung in der Erzählung „von der katzen“, V. 263 bis 300, die den Schaden des Herrenwechsels vor Augen führt (vgl. Kummer, S. 27).

¹⁰ Vgl. dazu E. Schröder, a. a. O., S. 57. Ebendort auch eine Bestätigung für unsere Datierung, während Kummer, S. 23 ff., insbes. S. 34, durch mühsam zusammengetragene Details eine Entstehungszeit zwischen 1257 und 1275 festzulegen sucht. Kritik an den allzu einseitigen Datierungsversuchen Kummers übt schon die Besprechung von O. Zingerle im Anz. f. dt. Alt. 7, S. 151 ff., bes. S. 156 f.

¹¹ Starke Ähnlichkeit mit diesem Gedicht besitzt die Erzählung eines unbekannten Verfassers aus dem 13. Jahrhdt., „daz ouge“ (in von der Hagens „Gesamtabenteuer“, I, S. 249 ff., neuerdings abgedruckt in: Neues Gesamtabenteuer, in neuer Auswahl hrsg. von H. Niewöhner, I, 1937, dort S. 154 ff., als Nr. 35). Vgl. dazu G. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, Schlußband, 1935, S. 110 (zitiert: Ehrismann), und bes. Kummer, der S. 34 ff. einige Parallelen (S. 37 „zahlreiche“ ist wohl einzuschränken) beibringt. Dennoch scheint mir damit keineswegs bewiesen, daß Herrand diese Erzählung gekannt hat, wie Kummer, S. 37, und auch E. Schröder, a. a. O., S. 56, meinen.

¹² Die Stelle bei Ulrich ist „Frauenbuch“, S. 610, V. 9/10 (in der Ausgabe von K. Lachmann, 1841). Allerdings darf dieses Zitat aus Ulrich nicht als sicherer Beweis aufgefaßt werden, da gerade die Zusammenstellung der beiden biblischen Gestalten — oft noch um den weisen Salomon vermehrt — in der mhd. Dichtung häufig zu finden ist. Kummer selbst hat, S. 189 f., noch weitere Parallelen beigebracht, ohne jedoch Zweifel an der Beweiskraft des Argumentes für die Datierung zu äußern. Auch sein Hinweis auf V. 4/5 (ich hân alliu miniu jâr / mit leiden mæren her verzert), der angeblich ebenso wie das im Gedicht ausgesprochene Lob der

Die längste Geschichte ist mit 668 Versen „Der nackte Kaiser“ (von dem blôzen keiser), welche die Bekehrung des hochmütigen römischen Kaisers Gorneus schildert: Der Herrscher empört sich gegen das Wort des Evangeliums, daß die Hohen erniedrigt und die Niedrigen erhöht werden. Als er im Bade sitzt, erscheint ein Engel in seiner Gestalt, dem die Kleider des Kaisers angelegt werden. Während der falsche Kaiser nun die Geschäfte führt und Gericht hält, muß der echte, nachdem man ihn unbekleidet aus der Badestube gejagt hat, um Aufnahme und Nahrung betteln. Er wird nirgends erkannt und überall fortgeschickt, bis ein Günstling sich seiner erbarmt und ihm ein Knechtsgewand schenkt. In diesem kann er dem Gericht beiwohnen, das der Engel in seiner Gestalt abhält, und dabei die Meinungen und Urteile seiner Untertanen vernehmen. So wird der Kaiser zu Demut und Gerechtigkeit zurückgeführt und von dem Engel wieder in sein Amt eingesetzt.

Der gleiche Stoff findet sich in der kürzeren Erzählung „der künic im bade“, die — nicht mit Sicherheit — dem Stricker zugeschrieben wird. Dieser ist kein Adeliger, sondern ein südrheinfränkischer Fährer, der um 1215—1250 dichtete und sich längere Zeit in Österreich aufhielt. Er hat neben größeren Versromanen vor allem die Gattung der kleinen lehrhaften Kurzgeschichten gepflegt, gilt hierin freilich als dem Wildoner überlegen.¹³ Auch der Stoff der folgenden Geschichte wurde vom Stricker in dem Gedicht „kater freier“ behandelt. Aber obschon die Fabeln jeweils gleich oder sehr ähnlich sind, ist doch die Durchführung gänzlich verschieden. Herrands Erzählungen sind stets erheblich länger, Einzelheiten besonders liebevoll behandelt. Wohl treffen wir gelegentlich auf scheinbare Anklänge, so vor allem beim „Nackten Kaiser“, von einer bloßen Nachahmung kann aber keineswegs gesprochen werden. Daß Herrand die Vorbilder gekannt hat, wird allgemein vermutet, doch läßt sich auch das nicht mit Sicherheit erweisen.¹⁴

In einer recht amüsanten Geschichte berichten uns die 302 Verse „Von der katzen“ von dem mißvergnügten Kater, der sich selbst für zu schön und edel hält, um bei seiner Katze zu bleiben. Er will höher hinaus und beschließt, um eine besondere Frau zu freien. So steigt er treuen Hausfrau auf ein gesetzteres Alter des Dichters hindeutet, scheint mir nicht unbedingt beweiskräftig. Wir dürfen also wohl an der Datierung um 1260 festhalten (vgl. S. 45).

¹³ Vgl. Ehrismann, S. 109, nach dem Herrand gegenüber dem Stricker „die nächste, allerdings bei weitem nicht so hervorragende Stelle“ einnehme. Kummer spricht dies S. 38 und S. 42 zwar nicht direkt aus, es geht jedoch implicite aus seiner Darstellung, vor allem aus der Fußnote auf S. 42, deutlich hervor. Im Gebrauch der Metrik wird S. 46 f. Herrand der Vorzug vor dem freieren Stricker eingeräumt.

¹⁴ Gegen die Vermutungen Kummers, bes. S. 44 ff., und Ehrismanns, S. 110, meint E. Schröder, a. a. O., S. 57 — m. E. mit Recht —, „daß zwischen Herrand und dem Stricker überhaupt keine literarischen Beziehungen nachweisbar sind“.

nacheinander zur Sonne, zu Nebel und Wind auf, wird aber immer wieder mit der Begründung abgewiesen, daß der nächste mächtiger und daher würdiger sei. Die Fahrt führt ihn weiter zu einer alten Mauer, die auch dem Wind zu trotzen vermochte, von dieser zu einer Maus, welche die Mauer zu unterhöhlen und damit zu gefährden verstand. Als ihn aber die Maus belehrt, daß sie sich vor niemandem als vor der Katze fürchte, kehrt er zuletzt reuig und demütig wieder zu dieser zurück. Auf eine Strafpredigt der Katze folgt die Nutzenanwendung des Dichters. Strickers Erzählung umfaßt insgesamt nur 186 Verse, das Selbstgespräch des Katers fehlt völlig, die Brautschau ist etwa auf die Hälfte zusammengedrängt. Nur in dieser finden sich unbedeutende Parallelen, aber Herrands Erzählung erhält dadurch einen besonderen Charakter, daß die Werbung jeweils in lebhaftes Wechselgespräche zwischen dem Kater und der gerade Umworbenen aufgelöst ist. Urteilt man uneinflußt von der überkommenen Meinung, so wird man Herrands Darstellung den Vorzug einräumen.¹⁵

Die vierte Erzählung gilt vielfach als seine beste, nicht nur weil sie Anspruch auf höfische Geltung erhebt und deshalb nach Inhalt und Stil auch diesen Charakter stärker zu wahren sucht als die vorigen.¹⁶ Irgendwelche Vorbilder sind in der Literatur der Zeit nirgends zu finden, doch beruft sich Herrand selbst (V. 17 ff.) darauf, daß er den Hergang der in Friaul spielenden Ehebruchshandlung von seinem Schwiegervater Ulrich erfahren habe:

„Der getäuschte Ehemann“ (der verkêrte wirt) erzählt uns in 364 Versen von einem alten Ritter, dessen junges, schönes Eheweib mit einem benachbarten Junker ein Stelldichein unter dem Erker verabredet. Wenn er nachts an einem Ringe ziehe, der durch eine Schnur mit ihrem Fuße verbunden sei, sollte dies ein Zeichen seiner Anwesenheit sein. Unglücklicherweise geht aber die Schnur über den Fuß des neben ihr ruhenden Gatten, der dadurch erwacht und schleunigst dem Faden folgt, so daß er den Junker gefangennehmen kann. Die Frau wird erst durch den Lärm aus dem Schlaf geschreckt, eilt herbei und will den Gefangenen so lange bewachen, bis der Mann Licht geholt habe. Inzwischen läßt sie den Geliebten frei, bestellt ihn für später und übergibt dem zurückkehrenden Gatten einen Esel. Der Mann hält sie

¹⁵ Anders Kummer, der (S. 42 f., F. N. 1) meint, Herrand gerate „in die mißliche Lage“, nebel und wint mit frouwe anreden zu müssen, obwohl sie doch Maskulina seien, während beim Stricker immer nur um ein weibliches Wesen gefreit werde. Aber dieser Wechsel begegnet in der mhd. Dichtung öfter und beeinflußt den sonstigen künstlerischen Wert doch nur sehr wenig. Vgl. auch E. Schröder, a. a. O., S. 56 f.

¹⁶ Die Erzählung ist schon von H. Lambel in seine Ausgabe der „Erzählungen und Schwänke“ (Deutsche Classiker des Mittelalters, 12. Bd.) 1872, S. 200 ff., aufgenommen. Sie ist dort (S. 194) als „die beste meinem Gefühl nach“ bezeichnet.

für treulos und legt sich, erschöpft von den nächtlichen Strapazen, zum Schläfe nieder. Die junge Frau begibt sich zu ihrem Junker, bittet aber eine Gevatterin, gegen eine hohe Belohnung ihre Stelle einzunehmen. Als der Ritter erwacht, prügelt er das neben ihm liegende Weib und schneidet ihm zuletzt das Haar mit der höhnischen Aufforderung ab, sich so ein neues zu verschaffen, wie sie den gefangenen Mann zu einem Esel gemacht habe. Die Gevatterin wagt trotz der Mißhandlung nicht zu sprechen, um sich nicht zu verraten. Gegen Morgen wird sie von der wirklichen Gattin abgelöst und beklagt sich bei ihr bitter über die erlittene Behandlung, wird aber durch das Versprechen auf reichen Schadenersatz versöhnt. Als der alte Ritter erwacht und seinem Weib Vorwürfe machen will, zeigt sie ihm, daß Leib und Haar unversehrt sind. Nun redet er sich auf einen Scherz aus, sie aber läßt sich nur dadurch begütigen, daß ihr der Gatte einen kostbaren Mantel verspricht. Die Geschichte wurde nur deshalb ruchbar, weil die Gevatterin aus Zorn darüber plauderte, daß ihr der verheißene Lohn vorenthalten wurde.

Daß Herrands Schwiegervater von dem Hergang tatsächlich während seines längeren Aufenthaltes in Friaul — er war dort auf seiner Romreise in den Jahren 1226 bzw. 1227/28 — oder auf einer seiner Fahrten gehört hat, kann nicht als erwiesen gelten, ist aber doch möglich. Immerhin könnte es auch sein, daß der Dichter mit Ulrichs Einverständnis diese Quellenberufung vorgenommen hat und sie somit genauso fiktiv ist wie manche andere in der mittelhochdeutschen Dichtung. Verwandte Darstellungen treffen wir fast in der gesamten Weltliteratur, ausgehend von Indien, dann in arabischen Bearbeitungen, von denen Übersetzungen ins Hebräische, Griechische und Lateinische existieren. Im Abendland findet sich die älteste Version bei Guérin,¹⁷ mit dem Herrand im wesentlichen übereinstimmt, ohne daß eine Beeinflussung möglich wäre. Natürlich hat sich später auch Boccaccio die ergötzliche Fabel nicht entgehen lassen und sie leicht verändert in der achten Novelle des siebenten Tages erzählt. Jedenfalls gebührt Herrand das Verdienst, den Stoff als erster in die deutsche Literatur eingeführt zu haben.

In der großen illustrierten Heidelberger Liederhandschrift, der so-

¹⁷ Guérin (oder Garin) ist ein sehr beliebter, nicht weiter bekannter Schwankdichter aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts, unter dessen Namen außer „La dame qui fist entendant son mari qu'il sonioit“ noch weitere fünf Fableaux überliefert sind. (Unsere Geschichte in der Ausgabe von Barbazan-Méon, *Fabliaux et contes*..., Paris 1808, IV, S. 393 ff.; ein Auszug davon bei Le Grand, *Fabliaux ou Contes*, 1829, II, S. 340 ff.) — Nach C. Gröber, *Grundriß der roman. Phil.* II, 1, 1902, S. 612 f., wäre vor Guérin noch ein Fablel „Les Tresces“ anzusetzen. Aber wie schon die dortige Datierung zeigt — Gröber gibt für das Fablel „1. Hälfte des 13. Jhs.“, für Guérin „1. Drittel (!) des 13. Jhs.“, an —, ist die Priorität keineswegs erwiesen.

genannten „Manessischen“, die mit dem Sigel C bezeichnet wird und aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt, sind uns unter der Überschrift „Der von Wildonie“ drei frische, lebendige Minnelieder überliefert.¹⁸ Da kein Vorname genannt ist, könnte es sich auch um einen anderen Angehörigen des Geschlechtes handeln. Aber nach genauen Beobachtungen des Sprachgebrauches, der Metrik und besonderer Eigentümlichkeiten ist an der Identität der beiden nicht zu zweifeln.¹⁹ Daß die im alemannischen Raum entstandene Hs. C gerade bei Dichtern, deren Heimat weiter ab liegt, nicht so zuverlässig ist wie bei den übrigen, wurde längst erwiesen. Daher erklärt sich wohl auch das Fehlen des Vornamens sowie das falsche Wappen, das dem Dichter beigegeben ist. Wenn wir auch an unserer Behauptung festhalten, daß Herrand für keinen großen Kreis dichten wollte (s. o. S. 45), so dürfen wir doch annehmen, er habe mehr als nur diese drei Lieder geschaffen, die uns die Hs. C bewahrt hat. In einem vielgelesenen Lehrgedicht des Bamberger Schulrektors Hugo von Trimberg, das sich „Der Renner“ betitelt und etwa um das Jahr 1300 abgeschlossen wurde, findet sich eine interessante Erwähnung. Dort wird Herrand zunächst mit sieben anderen Minnesängern — darunter Morungen, Neifen und Walther von der Vogelweide — als einer von denen aufgezählt, welche die „Weise“ kannten, „in der hie vor edel herren sunge.“²⁰ Wahrscheinlich hat Hugo von Trimberg selbst oder wenigstens seine Vorlage noch mehr Lieder von Herrand gekannt, sonst hätte er diesen kaum in eine so berühmte Nachbarschaft gestellt.²¹

Die drei Lieder sind in einer guten Textgestalt auf uns gekommen, nur in der letzten Strophe des III. Liedes fehlt eine Zeile, obwohl

¹⁸ Von den vier großen Pergament-Liederhandschriften (A, B, C und D) ist C nicht nur die umfangreichste, sondern auch die prachtvollste, wobei den herrlichen Illustrationen auch große Bedeutung für die Kunstgeschichte zukommt. Enthalten sind in ihr 140 Dichter, von denen nur drei ohne Bild und 22 ohne Wappen sind. Vgl. K. Zangemeister, *Helmzierden und Standarten der gr. Heidelberger Liederhs.*, 1892, und die Besprechung dazu von H. Wunderlich, *Zs. f. dt. Phil.* 26, S. 119 ff.

¹⁹ Schon vor Kummer haben von der Hagen, Bergmann und Weinholt diese Identität angenommen. Kummers Argumente, bes. S. 20 f. und S. 76, haben allgemein Anklang gefunden, so daß z. B. P. Piper in seinem Band „Höfische Epik“ III (1889/90) (Kürschners Deutsche National-Litteratur, 4. Band, Erste Abt., 3, 4.), S. 411, einfach erklärt: „Wir besitzen von Herrand drei Lieder und vier poetische Erzählungen, denn daß jene von demselben Herrand sind, weist Kummer nach“ (als Zitat ist allerdings fälschlich S. 120 statt S. 20 angegeben). Auch C. von Kraus stellt LD II, S. 635 (vgl. unten Anm. 22), fest: „Der Lyriker ist zweifellos eins mit dem Verfasser der vier Erzählungen, dessen Vorname Herrand gewesen ist.“

²⁰ V. 1182 ff. (in der Ausgabe von G. Ehrismann, *Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart*, Bd. 247, 1908).

²¹ Wie viele Lieder Herrand tatsächlich gedichtet hat, können wir nicht einmal vermuten, doch dürfte es keine allzu große Zahl gewesen sein, aus der die drei erhaltenen gleichsam eine „Auswahl“ darstellen. Wenn E. Walter, *Verluste auf dem Gebiet der mhd. Lyrik*, 1933, S. 48, meint, „mehr als etwa ein Dutzend Num-

der Sinn sie gar nicht zu fordern scheint und auch in der Handschrift keine Lücke sichtbar ist. Dennoch muß aus metrischen Gründen und mit Rücksicht darauf, daß die Lieder ja gesungen wurden, also Gleichheit der Strophen — mit ganz verschwindenden Ausnahmen — gefordert war, hier ein Fehler der Überlieferung angenommen werden. Dies um so mehr, als sich Herrand in den erhaltenen Liedern als sicherer Beherrscher der Form erweist und alle, auch die drei schwierigen Strophen des II. Liedes, tadellos gebaut sind.

Es dürfte kein Zufall sein, daß alle Lieder dreistrophig sind, also der Gestalt folgen, die bei guten Dichtern bevorzugt wird, wo Gedichte mit 3 oder 5, seltener 7 Strophen überwiegen. Die übliche Scheidung in Auf- und Abgesang läßt sich mühelos erkennen, auch in dem kunstvoller gebauten Lied II, in dem die beiden Stollen des Aufgesanges durch drei sehr unterschiedliche Verse gebildet werden.

Um einen stärkeren Eindruck von Herrands Kunst zu vermitteln, sollen anschließend wenigstens die drei überlieferten Minnelieder wieder gegeben werden, da sich die epischen Gedichte wegen ihres — wenn auch im Vergleich zu anderen verhältnismäßig geringen — Umfanges dazu nicht eignen; sie wurden deshalb ja in Inhaltsangaben bekanntgemacht. Der Text folgt dem neuen Abdruck durch Carl von Kraus, nur an vier Stellen wurde geändert, einmal dem Metrum zuliebe, während dreimal die handschriftliche Überlieferung zu ihrem Recht kam.²² (Die Zeichensetzung weicht gelegentlich von der zitierten Ausgabe ab.)

I

- 1 Lieber sumer, nu sint die bluomen alle
gar verdorben und diu grüne heide
von dem winter, swiez halt uns gevalle.
er benimt uns vil der ougenweide.
alsô swinde ist sîn getwanc
und sîn zît den vogellînen leider alze lanc.
- 2 Er enkan sô sêre niht getwingen,
ich enwelle iu fröide helfen mêren
unde hōhe ûz frîem muote singen,

mern hat er wohl nicht gedichtet“, so ist diese Zahl völlig subjektiv gewählt. Vgl. zu der Stelle im „Renner“ auch E. Schröder, Zs. f. dt. Alt. 61, S. 126 f.

²² Herrand ist mit 68 anderen Dichtern jetzt neu herausgegeben: Carl von Kraus, Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts. Band I: Text, 1952; Band II: Kommentar (nach Kraus' Tode besorgt von Hugo Kuhn), 1958. Darnach ist im folgenden immer zitiert, wobei LD I den Text-, LD II den Kommentarband meint.

Geändert wurde: In Lied I, Str. 2, 6, ist nach *sunge ich* das Wort *iu* entsprechend der Überlieferung und aus metrischen Gründen wieder getilgt; Str. 3, 5, mit der Hs. *ald* statt *od* eingesetzt; Str. 3, 6 das *geêret* der Hs. (wie bei Kummer S. 177) in *gêret* wegen der metrischen Entsprechung in den übrigen Strophen geändert, Lied III, Str. 3, 2, mit der Hs. *mîn* statt *în* bevorzugt, schon um den sonst entstehenden Hiatus zu vermeiden.

alsô kan der sin daz herze lēren.
wê, wie spriche ich tôre daz!
lieze mich mîn sender muot, sô sunge ich noch baz.

- 3 Wol in, die nu tugent und êre minnen,
wol in, die nu rehter triuwen walden!
die lob ich mit allen mînen sinnen
und wünsch in, daz sî mit sælden alden.
ez sî man ald sî ein wîp,
sælic müezens iemer sîn, gêret sî ir lîp.

II

- 1 Des meien zît und al sîn schœne
ist aber komen,
und die liechten sumertage, sô heiter und sô lanc.
die vogel singent sūeze dœne;
ich hân vernomen
von der lieben nahtegal ir wunneclîchen sanc.
si frōiwet sich, daz heide und walt
nu stênt in wunneclîcher schouwe.
sô frōiw ich mich, daz mîn frouwe
ist alse wolgestalt.
- 2 Ahî, wær daz an mînem heile
und solte ez sîn,
daz mir von der minneclîchen wurde ein umbevanc,
alsô daz sî mir wurd ze teile,
diu frouwe mîn,
sô wær al mîn leit dâ hin, mîn sorge wurde kranc.
vil sūeze Minne, füege daz,
brinc mich der lieben alse nâhe,
sô daz sî mich niht versmâhe,
sôst mir destе baz.
- 3 Ân allen wandel ist mîn frouwe
ein sælic wîp,
und sô rehte wolgestalt da ist niender breste bî.
Minne, gip daz ich beschouwe
ir werden lîp,
sô wurd ich vil sender man schier aller sorgen frî.
ir mündelîn dest rosenvar,
ir wengel wîz und rôt dar under,
an ir lît schœne ein grôz wunder.
sîst mir liep, dest wâr.

III

- 1 Wir suln hôhen muot enpfâhen,
beide frouwen unde man.
trûren, dû solt von mir gâhen,
sît daz ich gesehen hân
des vil lichten meien schîn;
man hoert in den ouwen singen
diu vil kleiniu vogellîn.
- 2 Diu fröint sich der spilnden sunne,
swâ si vor dem berge ûf gât.
waz gelîchet sich der wunne
dâ ein rôse in touwe stât?
nieman danne ein schœnez wîp,
diu mit rehter wîbes güete
wol kan zieren iren lîp
- 3 Liep daz hebt sich in den ougen
und gât in daz herze mîn;
sô spricht liep ze liebe tougen
„liep, wan solte ich bî dir sîn!“
.....
disiu liet iu hât gesungen
vor dem walde ein vogellîn.

Wenn wir nach der Lektüre nur die wesentlichsten Eigentümlichkeiten von Herrands Kunst herausgreifen wollen, dann sind es diese: Ein starkes Naturgefühl zeichnet alle drei Gedichte aus, das vielfach über die Konvention hinausgeht. In keinem fehlen die Vögel, wenn sie auch im ersten, einem Winterliede, nur zur Verstärkung der traurigen Stimmung dienen. Aber in den beiden anderen, in denen der Mai gepriesen wird, ist ihr Gesang Vorbild für den Dichter, im zweiten Lied wird sogar die Nachtigall als Zeugin für die Freude genommen. Heide, Wald, Au, die Rose im Tau, die hellen Sommertage, die strahlende Sonne und vieles ähnliches sind in den insgesamt neun Strophen so gehäuft, wie bei kaum einem anderen mittelhochdeutschen Dichter. Eine Besonderheit stellt Lied III dar, das schlicht und innig die schöne Frau mit der Natur vergleicht und beinahe wie ein Volkslied schließt. Wenn in der vorhergehenden Strophe die Sonne „vor dem berge ûf gât“, dann bezeugt uns diese für die damalige Zeit so seltene Beobachtung der Natur, daß wir es mit keinem bloßen „Nach-töner“ zu tun haben.

Freilich hat Herrand auch in der Lyrik Vorbilder, vielleicht noch

mehr als in den epischen Gedichten. Aber die Gleichheit im Ausdruck besagt nichts über den Grad der Nachahmung, da ja der Minnesang als konventionelle Kunst beinahe überwiegend von stehenden Begriffen und Wendungen lebt, die sich oft wiederholen. Zweifellos folgt der Dichter in der Kunstauffassung seinem Schwiegervater Ulrich, von dem vor allem Lied II stark beeinflußt scheint.²³ Und wie dieser hat er sich an Gottfried von Neifen und besonders an Walther von der Vogelweide geschult, dessen hohe Kunst schon der damaligen Zeit aufgegangen war.

Aber auch unser Dichter hat sich bei der Mit- und Nachwelt einer gewissen Wertschätzung erfreut: das beweist nicht nur die ehrenvolle Erwähnung in Hugo von Trimbergs „Renner“ (s. o. S. 49), sondern vor allem sein Einfluß auf spätere Dichter, die sich ihn offenbar zum Vorbild genommen haben, ohne daß sein Name besonders genannt würde. Denn daß zumindest Brunwart von Augheim, der Schenke Konrad von Landeck und Otto zem Turne²⁴ von seiner Dichtung gelernt haben, ist nach den starken Anklängen mehr als wahrscheinlich.²⁵ Und damit glauben wir einen neuen Beweis dafür erbracht zu haben, daß Herrands literarische Bedeutung ebenso wie auch der gesamte Anteil der Steiermark an der deutschen Dichtung des Mittelalters höher einzuschätzen sind, als beiden gewöhnlich zugestanden wird.

²³ Berührungen glaube ich besonders zwischen Herrands Lied II und Ulrichs Lied XXIX (LD I, S. 460 f.) nachweisen zu können, obwohl die beiden im Bau völlig verschieden sind. Aber einzelne Gedanken, seltenere Ausdrücke, Reimpaare wie *kranc: umbevanc* oder *walt: wolgestalt* u. v. a. scheinen mir den Vergleich nahezu legen.

²⁴ Über die Dichter vgl. Ehrismann, S. 276 ff., 282.

²⁵ Eine stattliche Anzahl von solchen „Anklängen“ hat Kummer, S. 101 ff., zusammengestellt. Aber die Schlußfolgerung, daß deshalb überhaupt eine allgemeine Strömungsrichtung des Einflusses von Osten nach Westen, d. h. von Österreich „auf spätere westliche, schweizerische und schwäbische Dichter“ angenommen werden dürfe, wobei der durch die Habsburger begründete Verkehr zwischen den beiden äußersten Grenzen „das wahrscheinliche Vehikel“ gewesen sei (S. 103), dürfte doch etwas gewagt sein.